

Auf dem Kriegsfischzug.

Wie mit Eiszähnen heißt uns der Morgenwind der noch winterlich schaurigen Ostsee in die Baden und die Augen weinen uns vor bitterem Frost.

Ingrimmig stürzt sich mit Geheul die wilde See aus der grauen düsteren Wasserwüste in unsere tränenerfüllten Gesichter. Breite Wogenrücken peitscht sie vor sich her, breit, als kämen ganze Geschwader von nordischen Walen dahergebraut durchs Gaff — und gegen die vom ewigen Branden halb durchgenagten, gelbe Holzstrahlen um sich herumtrübenden Stege gischtet und flutet mit gedämpften Gebrüll die kriegsgewohnte Frühjahrssee gegen die dicken Holzblöcke, die den Steg des kleinen Ostseebades für eine Weile noch stützen.

Unsere Boote sind von dem niederträchtigen Ehrgeiz besessen, auch einmal Seefranke zu tragen. Wie sie tanzen! Die Popier eines Schuhplattlers sind Wogenbesänftiger dagegen.

Als wollten sie gleich mit uns in den breiten Bauch des mächtigen Schifferfahrzeuges hineinhopfen, das da im tieferen Wasser auf uns wartet!

Nun gilt es, von den tollen Booten in diese düsteren Kolosse hineinkommen!

Aber endlich — endlich nach halbschwerer Kletterkunst sind wir drinnen in den fächer Schaulenden, den Breitbänigen, den Rächtigen — wie ich sie in friedlichen Badesommern hier niemals habe herumschwimmen sehen. Gigantenfähne, wie ich sie wohl von Helgoland, von Amrum, Sylt und anderen Nordseeeden her kenne — hier aber?

Ja, ein merkwürdiger Durcheinandermischer ist so ein Krieg! Gigantenfähne mit gewaltigen Segeln, die einen ungeheuren Segelbruch aushalten.

Wie schneiden sie los — wie knattert der heulende Eiswind, nun wir in See hineinkreuzen, in den frostflirrenden Tauen. Wie bauschen sich die braunen Wäuche im Tuche über uns! Wie spült der weiße Bart — dann am schwarzglänzenden Bug empor — und wie paßt die Rinne des Kriegsklotzes auf, wie wittert sie die weißlockende See ab unter den jetzt ganz schief liegenden baubühnigen Segelwänden hin.

Was für duffelige Fausthandschuhe habe ich über meine dünnen Berliner Hände gezogen!

„Mitropaden!“ ist die Parole jetzt, hier im Schifferkahn wie auf dem Kartoffelfeld dahin.

Nur ein paar Südwestler krabbeln auf dem importierten Nordseelutter herum und schimpfen mit den Tauen und den frischblühenden Weibern. Alte, uralte Knaben, die in friedlicheren Zeiten nur noch dazu nah waren, ihre krummen, gichtknöchigen Finger in zerfetzten Netzen arbeiten zu lassen.

Und gar noch ein paar Weiber! — Ja, es gehen ganz ungewöhnliche Dinge vor. Sonst trugen sie auf gebeugten Rücken mühselig ihre pinnevollen Fischkisten nach Joppot, nach Oliva, nach Dantz und aberum — und jetzt arbeiten sie mit an den Wasser-schiffen herum, als seien es ihre Waschkücher hinter den Fischerlaten.

Dort, wo in den Sommernächten das Lichtfunkeln vom Leuchtturm auf Hela aufleucht, alle paar Sekunden, wie ein glühender Puls — sind wir längst vorbeigeschnoben, vorbeigezischt — da geben die beiden Stahlropfen nieder in die hier nicht mehr so ganz ungebärdig sich gebärdende See.

Mit ihren allerhand umfassenden Raschensäden tauschen die kolossalen Markttafeln der Schleppe in die bläulichen Gichtlämme hinein.

Eine ziemliche Zeit schleppt das gewaltige Jagnek. An dem heute fast täglich von den Menschen Besuch bekommenen Meeresboden tut es seine Kriegsbearbeitung — füllt seine breiten Raschensäckchen mit allen möglichen noch verborgenen Dingen. Ober gar nur mit abgetragenen Gebirgen der Urzeiten des Erdballs — mit Sand? — oder gar nur mit Wasser?

Schon schleift der schräg liegende Kutter etwas langsamer durch die heranmarschierenden Wogenreihen, trotzdem eine neue, frischere Welle in die dunkelbraunen Segel gefallen ist, die so braun sind wie eine alte Fischerbrust — trotzdem es wütend in die winkelnden Tauen hineinpeitscht.

Schon borchten unsere Muskeln auf! — Jetzt straffen sie sich! — Jetzt . . . seufzen sie in den Fausthandschuhen, in den schwarzen Teerjacken!

Das ist kein Sand! Kein Wasser!

Was wir da an den eisknisternden Striden aus der nassen Tiefe heraufwürgen! — Da prallt es schon in durcheinanderschlingelnden, glitschig-glaten Fischleibern, in einem feuchten Chaos wild durch ein sich schleuderndes Lebens in die breite Rippentafel unseres alten Fischlutters nieder. Was purzelt da nicht übereinander weg — was sperrt da nicht die Mäuler!

Goldbutten! Braune Butten! Kupferbutten! — alle häpfen sie in mühseliger Unbeholfenheit durch das zapplichte Gemengel der Schuppen und Schwänze.

Aale schwängeln dazwischen hervor — Aale, die sich offenbar an einem Netzdrosseln beteiligt haben. Kaulbarsche sperren entsezt das Maul offen, düsterblaue Riedmuscheln schließen sich eng zu, quabbelige Seequalen fliehen wie bläuliche Gelatine auseinander, flächliche Seeigel strecken tausend rötliche Nadelspitzen wehrhaft gegen alles was da kommen mag, junge Rander schleudern sich wild empor, Nöhrenwürmer ziehen sich tiefst in ihre krummen Kalkwindungen zurück, zertöpferte Perlmutterfische glitzern dazwischen . . . alles wirtschaftet verzweifelt zwischen den Kliff hin und her schmeißend und bereits ordnenden krausfaltigen Händen der Teerjacken.

Wie fix doch diese alten Griesbärte noch sind!

Wie fix diese frischblühenden Fischermädchen!

Was sie für kleine herbe Häute zusammenkämpfen, die doch nie Schleppe miteinholten! Teufelsarbeit! Aber frische Arbeit in diesem kristallinen Eiswind!

Mit frischem, rauchendem Atem holen wir so fünfmal das Schleppe herein, und mit Waden so rot wie von frischem Fischblut! Dann aber haben wir unsere sämtlichen Wasserkräfte schon voll — gänzlich. Und das will was sagen! Alles darin schiebt jetzt seine so verschiedenfarbig wie das weite Meer selbst schimmernden Rücken gelassen durcheinander: Tarbutt, Makrel, Kaulbarsch, Seelachs, Seezunge . . . und über all die schuppichten glänzenden Rücken humpelt gelassen ein Urgröbwater von einem Dummer, vor dessen höflich drohenden Scheren das rotblühende, übermüdete Weibergzeug die unheimlichsten Kinesen mit seinen zergenden krummen Fingern beginnt.

Da — was macht die älteste Teerjacke da mit einemmal für Kinesen! Der schiefhäutige Alte, der sich noch den schärfsten Seemannsbild bewahrt hat, schaut wie ein Schreier von seinem Strandhorst langhalsig in See. Während der Schwerearbeit hat er zur Ermunterung uns etwas über die Hawaii-Inseln, über die hübschen Mädchen dort, über Echon und von den Feuerländern vorgekunnert. Jetzt hält er bedrohlich ernst die Hand über die Braue gelegt. Ein kurzer düstergrauer Strich, so lang nur wie Streichholz, ist da im kalben Lila des Horizonts aufgetaucht.

Da sind wir rasch mit unserem Fang heimgelommen — verteuft rasch. Man weiß nicht recht . . .

Näher zum Ufer hin haben wir ja die scheußliche Lücke des heute überall sein bleibendes Gift ausspeidenden Kriegsungetüms nicht so nah auf dem Felz. Da schaffen denn auch in der saumseligsten Gemüchlichkeit ein paar junge Fischerburken, die erst seit kurzem „im Fach“ sind, die man mit „Kriegstempo“ angelehrt hat, an den Stellnetzen herum, gucken nach den Legeknäuren, nach den Kalkreusen und all den anderen Fallen für den jetzt so begehrten Fisch — der indes bei den wie Hefetage in die Höhe gehenden Fleischpreisen noch viel begehrter sein sollte!

Wir haben auch hier bei der eigentlichen Küstenfischerei die Annehmlichkeit zu verzeichnen, daß trotz des bedeutend geringeren und auch immerhin minderwertigeren Arbeitsmaterials die Erträge bedeutend höher sind als in früheren Jahren! Aus dem Grunde allein schon mühte unbedingt eine größere Anzahl der in der Nordsee jetzt brach liegenden Fischereidampfer in die Ostsee gebracht werden, wie dies auch von der „Hansa“ in Hamburg und von der „Altonaer Fischzeitung“ gefordert wird.

Bei uns in Berlin, in den Warenhäusern, in den Fischhandlungen, sage ich meinem Tarbutt, meiner Makrel, meiner Seezunge wieder „Guten Tag!“, und ich staune — mit einem halb offenen Fischmaul — über einige Preise, die wirklich ganz kriegswidrig sind! Schellfisch und Kabeljau: zwanzig ganze Pfennige das Pfund! Solch ein Preis aber zeigt nicht nur von einer außerordentlich reichen Zufuhr, sondern auch — leider! — von einer zu geringen „Abfuhr“.

Auf unseren Binnenseen habe ich diesen Winter keinen Fisch-

zug unterm Eis mitmachen können. Das ist ja ein ganz eigenartiges Winteramüsment!

Dies Durchstehen der Kalttaue des kolossalen Schleifnetzes unterm Eis her, mit den bläßförmig langen Stangen! Dies Anziehen des Netzes unter der Eide, von den vielen Tritten surrenden und murrenden Eisfläche, auf den mühsam gedrehten, sich unten in den grünen Kristall hineinmischenden Binden. Dies Auffallen des Netzes zu einer fast ungläublichen Länge — von siebenhundert Metern!

Da wird die Arbeit der an den Binden schweißenden Fischerknechte immer langsamer, immer mühevoller, denn dies gigantische Netz steht vom Grund des Sees bis zur Eisfläche empor.

Und nun am Rande des Sees — wo die grünen Eispfitzer schon fliegen unter den dreinfallenden Netzen, wo jetzt die aufgeschlagenen Bunde dunkel und aller Augen an dem grünen Bord des Eises hängen. Da plötzlich ein sibirisches Aufschillern, ein Rauswurf von Licht aus den düsteren Tiefen, ein tausendschwängiges Gezappel! Und nun der eigentliche Rehsatz kommt, an den fast reichenden Tauen, mit den wühlenden Fischleibern, dies Freuden-gebrüll der schweißenden Fischer . . . Ja, diesmal war's nicht! Daher der Süßwasserfisch so teuer! Aber der Reiter aus dem Salz — er soll uns nun schmecken! Alwin Rath.

Die Bukowina, eine deutsche Kulturinsel.

Unsere deutschen Truppen kämpfen in der Bukowina, die sie Schulter an Schulter mit den Oesterreichern vom Feinde befreit haben, nicht nur für die gemeinsame Sache, sondern sie verteidigen hier auch einen Hort der deutschen Kultur, ein weit in den Osten hinein vorgehobenes Bollwerk germanischer Arbeit und Kraft. Mitten zwischen anderssprachigen Völkern ist in der Bukowina in den letzten anderthalb Jahrhunderten eine deutsche Kulturinsel geschaffen worden; was die Bukowina heute ist, verdankt sie vor allem deutschem Wirken und deutscher Gesittung. Dies beweist auf jeder Seite das den Deutschen in der Bukowina gewidmete Kapitel des großen dreibändigen, bei F. A. Perthes in Gotha erschienenen Werkes „Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern“ von Professor R. F. Kaindl, das zum ersten Male eingehend die außerordentlichen Verdienste der Deutschen um die Entwicklung dieser Gebiete quellenmäßig dargestellt hat. Schon früher hatten sich Deutsche an einigen Orten des Landes ange siedelt und im Mittelalter die materielle und geistige Kultur wirksam gefördert. Aber seine eigentliche Blüte entfaltete das Deutschtum in diesem Lande, das fortan unter dem Namen Bukowina, d. h. Buchenwald, erscheint, erst seit dem Jahre 1776, da die Fürste dieses Gebietes an Oesterreich abtrat. Die deutschen Ansiedler bildeten den Sauerkeim, der in dem vorher verödeten und völlig unfruchtbarsten Gebiet erst Leben und Gedeihen hervorbrachte. Zuerst kamen Reichsdeutsche ins Land, etwa 60 Familien, die 13 männliche und 87 weibliche Mitglieder zählten; es waren alles Bauern, die aber doch auch so manches Handwerk, Zimmermannsarbeit, Maurerei, Schuhlerei verstanden. Diese deutschen Einwanderer, denen sich dann bald zahlreiche andere anschlossen, stammten aus Südwestdeutschland, und so wurden sie denn alle gemeinsam „Schwabens“ genannt; Württemberg und die Pfalz waren die Heimatländer der meisten Ansiedler. Ihre alten Sitten und Gebräuche haben sie bis auf den heutigen Tag in der Fremde bewahrt. Die kurzen, gladenförmig gebauchten Röcke, wie sie die Frauen zum Beispiel in Rosh bei Czernowitz tragen, haben hier, wie auch ähnlich in Galizien und Südungarn, ein Stück alldörflicher Volkstracht bewahrt. Ebenso klingt noch heute in den Dörfern der Bukowina manches schöne Volkslied aus der alten Heimat am Rhein, wie z. B. „Es stand eine Linde im tiefen Tal“ u. a.

Die deutsch-österreichischen Länder sind besonders durch Deutsche Böden bereichert, die in der Bukowina in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts verschiedene Bauernkolonien gründeten. So die erste, Bori, 1835, dann Schwarzthal, Buchenhain usw. Auch die Deutsch-Böhmen haben ihre heimische Art bewahrt. Ein Forscher, der vor etwa 30 Jahren seine Landeute in Bori besuchte, schreibt darüber: „An den meisten Häusern fand ich das Wahrzeichen der heimischen Dörfer: St. Johann von Nepomuk, geschnitten oder gemalt. An ihn erinnerte mich der erste Fischkopf, den ich sah; er hieß Johann. Kein Zweifel mehr, daß ich mich in einem echt deutsch-böhmischen Dorfe befand.“ Aus allerjüngster Zeit berichtet ein Kenner von der Siedlung Schwarzthal: „Wunderbar ist es,

Vom Weg meiner Jugend.

Von Clara Viebig.

Die Sonne prallte heiß aufs Hochland, das Blut stieg mir zu Kopf; nicht alles taugte für Mädchenohren. Und was die Zurückkehrenden erzählten — ich ließ ja keine Ruh, ich mußte es ja wissen, was der Richter in seinen Akten aufgezeichnet hatte — das war auch nicht gerade geeignet für ein Pensionsfräulein. Aber hat es mir geschadet? O nein! Ich bin dem Volk in seinem Denken und Empfinden nahe gekommen. Ich bin wohl erschauert beim derben Tritt, mit dem es die Erde stampft; niedergetreten wird vieles unter nägelbeschlagener Sohle, alles was schwach ist und lebensunkräftig. Erbarmungslos ist das Volk, hart, aber es kann auch lieben urkräftig, es folgt seinen Trieben unbefangen und schämt sich ihrer nicht.

Der gute Onkel hatte oft zu zügeln — das Derbe zog mich an — aber ich merkte es an seinem Schmunzeln, von Herzen kam ihm solche Rüge nicht. Er gab mir zu lesen, viel zu lesen; Nid und Brentano liebte er sehr, ich lernte sie auch lieben. Das Volkstümliche im „Blonden Ebert“ und in der „Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl“ fesselte mich.

Mein erster schriftstellerischer Versuch fällt in diese Zeit des sechzehnten Jahres. Longfellow's „Hiawatha“, den ich beim Onkel englisch gelesen hatte, überlegte ich ihm metrisch zu seinem Geburtstag. Es war ihm eine große Genugtuung und mir keine große Mühe; wo die Uebersetzung hingefommen ist, weiß ich Gott sei Dank nicht.

Heinrich von Kleist stand auf dem Ehrenplatz in Onkels Bibliothek, und wenn er mir auch nicht so süß einging wie der erste Teil des „Faust“, mich nicht so mit fortriss wie der „Werther“, so beschäftigten mich doch die Kleistschen Romane, insonderheit „Michael Kohlhaas“, sehr lebhaft; wie mich denn überhaupt von jetzt ab Prosa immer mehr anzog als Verse. Für Schiller habe ich damals gar keine Neigung gehabt; es ist mir auch später schwer geworden, ein Verhältnis zu ihm zu finden. Ich weiß nicht, war er mir in der Schule verleidet worden, oder reizte mich das stete „Die Jugend muß Schiller lesen“ zum Widerspruch? Oder sträubte sich etwas in meiner Natur gegen dieses behändige Heranziehen jener Götter, die in Marmor unter tiefem Blau, untraulich von Myrthenhainen, lebendiger wirken mögen: die mir aber unter unserem deutschen Himmel tot, naht, kalt, wie Puppen erschienen. Sie machten mir Schiller unangenehm; ich wurde ungerecht und habe fast darüber vergessen, daß er uns einen Teil geschenkt hat.

Der gute Onkel Mathieu ist längst dahingegangen, wenige Jahre nach meinem Vater habe ich auch ihn verloren, und mit

ihm schwand die literarische Anregung aus meinem Leben. Meine Mutter las wenig, und was sie las, entsprach nicht meinem Geschmack. Sie, eine Pastorentochter, sehr jung an den viel älteren hohen Beamten verheiratet, war nie aus dem engen Kreis herausgekommen, den Herkunft und Lebensstellung um sie gezogen hatten. Wir waren oft uneins; sie gehörte noch ganz zum alten Schlag, sie hatte keine Ohren für den in unserer modernen Zeit immer lauter und lauter werdenden Ruf: die Jugend muß sich ausleben. Für sie gab es noch kein Recht, ihre Kinder ganz dem eigenen Geschmack, den eigenen Ideen nach zu erziehen. Es kam mir hart an, meine Wünsche und mein Wollen über Bord zu werfen; die Mutter war die stärkere, ich habe mich allezeit beugen müssen. In dieser zarten kleinen Frau, mit dem auch bei vorge-schrittenen Jahren noch mädchenhaft lieblichen Gesicht, steckte eine Kraft, eine Unbeugbarkeit, deren eiserner Disziplin die große Tochter sich einfach fügen mußte. Erst in reiferen Jahren habe ich erkannt, was ich dieser seltenen Frau zu danken habe. Von ihrer Unermüdlichkeit, von ihrem Fleiß, ihrer Ordnungsliebe, ihrem Pflichtgefühl hat sie mir etwas mitgegeben; aber auch — was man vielleicht auf den ersten Blick nicht bei ihr gesucht haben würde — das Erzählertalent. Von meiner Mutter muß ich's haben, das ist gewiß; mein Vater war ein schweigmärrer Mann, sie aber konnte beredt sein.

Was sie mir von ihrer Heimat erzählte, der fernen Provinz Posen, die ich bis zu meinem zwanzigsten Jahre nur aus ihren Erzählungen kannte, wie sie die Christnacht schilderte in der alten Kirche zu Schwierz, die Rosen und die Lilien im Pfarrgarten, die Besuche der großen Herren, die vierelng beim Geistlichen vorzuführen, die schweren Tage der Pfortfrau, die mit ihren unmündigen Kindern, plötzlich des Vaters, des Ernährers beraubt, in drückendsten Verhältnissen zurückließ — das alles entbehrte nicht der poetischen Kraft. Und wenn sie dann von jenem Tage sprach, an dem sie, als junge Frau am Fenster stehend, zusah, wie drunten auf Karren und Reitwagen die unglücklichen Soldaten vom Dorfe auf her in die Stadt Posen gebracht wurden, mit abgeschrittenen Rosen und Ohren, verstümmelten Armen und Beinen, halb verblutet unter den Messern fanatischer Weiber, dann wuchs die polnische Revolution gewaltig vor mir auf. Ich hörte das Dengeln der Sensen, ich sah deren breites, blühendes Blau sich blutig färben unterm Wähen der Sensenmänner, ich sah den weißen Falken fliegen auf rotem Banner und hörte das wahnwitzige Gebrüll der Menge:

„Noch ist Polen nicht verloren —
Niedr zjcie Polska!“

Das Jahr 1848 führte meine Eltern nach Frankfurt am Main; mein Vater sah im Parlament als Abgeordneter für Posen. Es gehörte schon in meinen Kindertagen zum hohen Genuß, wenn die Mutter sich bereit finden ließ, von Umland und den Brüdern Grimm zu erzählen, von Robert Blum und

Karl Vogt, von General Auerwald und dem schönen Fürsten Vidnowski, dem ritterlichen Elegant, der auf der Bornheimer Heide ein so klügliches Ende gefunden hat. Die letzten alle; mit allen kleinen und großen Schwächen, mit allen inneren und äußeren Vorzügen, mit allen Mängeln und allen Tugenden standen sie da.

Und was ist mir das Jahr 1870/1871 durch meine Mutter geworden! Ein Ereignis, als hätte ich's schon mit vollem Verständnis miterlebt. Sie hatte damals im Lazarett gepflegt; Franzosen und Preußen, Bayern und Pommern, Schwaben und Westfalen hatte sie leiden und genesen, aber auch leiden und sterben sehen. Auch ich bekam das alles zu sehen, dank der Freundigkeit, der Begeisterung, mit der die Mutter von jener großen Zeit sprach; dank der blühenden Farben, mit denen ihre anschauliche Kraft jene Bilder malte. Und später hat die Großmutter meines Knaben Träume bevölkert mit ihren Turkos und Juaven, mit ihren Wraben von Spichern, mit ihren Gelden von Gravelotte, mit dem Bagaine in Metz und dem Napoleon bei Sedan. Und sie hat ihn aus dem Schlafe geweckt mit dem Läuten aller Glocken, mit dem Gesang der Schulkinder, die die Straßen der Stadt durchjubeln:

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall;
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wer will des Stromes Hüter sein?“ —

Ich habe meiner Mutter den Roman „Die Nacht am Rhein“ gewidmet; ihr verdanke ich ihn ja. Und vielleicht verdanke ich ihr auch noch einen andern — wenigstens die erste Anregung dazu — die Anregung zu „Das schlafende Meer“.

Mein Vater war Gutbesitzersohn aus dem Land des schlafenden Meeres; seine Vorfahren waren seit hundert Jahren, seit viel länger schon, dort angesessen, und es hatte einen eigenen Reiz, die Mutter vom alten Stammgut Rokitten erzählen zu hören, auf dem der Schwiegervater die junge Frau des ältesten Sohnes recht als ein großer Herr empfing, mit ihr durch die Felder jagte und dem schönen Töchterchen stolz seine drei Güter wies: Rokitten, Rhyn und Golmütz. Wo sind die drei nun hin? Der alte Samuel Viebig, meines Vaters Großvater, der im hellblauen Frod unterm schlicht gefeitelten langen weißen Haar sehr energisch in unfremd Gemütern von der Wand blickt, würde wenig zufriedener sein, daß nur noch auf Rokitten ein Viebig sitzt. Er war der Lehrer der Güter, und wenn er den polnischen Herren, die es nicht anders taten als vierelng bei ihm vorzufahren, mit vier Däsen den Besuch erwiderte, so war er auch allezeit ein Wehrer des Deutschtums; es wagte keiner zu muften. Auch an dem Deutschtum in der Provinz würde der Alte jetzt seine Freude nicht haben. —

(Schluß folgt.)

Wie sich hier die Wälder, Kleidung, Sitten, Gebräuche, Wohnweise und Sprache vollständig erhielten. Der Purische, mit dem ich den weiten holperigen Weg zurücklegte, trug seinen Habelock, seine Strümpfe und seinen grünen Hut wie einer aus den böhmischen Wäldern, und wenn man mit den Leuten bei Tisch sitzt, und sie ihre Pfeifen dämpfen, da denkt man seinen Augenblick, daß man fern im Osten im fremden Lande ist."

Die gegenwärtige Kopfzahl der Deutschen in der Bukowina wird auf etwa 76 000 berechnet. Doch hat diese verhältnismäßig kleine Zahl Gesaunliches für das Land geleistet. Als die Bukowina an Oesterreich kam, war sie eine vollstündige Oede, fast nur mit Wäldern und Sümpfen bedeckt, durch die türkische Miswirtschaft ausgezehrt, durch Kriege verwüstet und entvölkert, geradezu eine Wüste. Aber schon einige Jahrzehnte nach der Einwanderung der Deutschen machte dies Land den Eindruck einer Kulturoase. „Wie glauben,“ schildert der Reisende Kohl 1849 die Bukowina, „aus den Niederungen Westarabians und von den gefalt- und ordnungslosen Oestlichen Kolonien kommend, bei diesem Anblick uns in eine andere Welt versetzt, und allerdings war es auch wirklich so. Bei dem Anblicke von Czernowitz schien uns der ganze europäische Westen nahe vor die Augen gestellt zu sein, und wir glaubten Deutschland deutsch durchzufühlen.“ Der Einfluß des deutschen Wesens konnte sich in der Bukowina eben besonders umfassend und kräftig erweisen, weil der Boden hier noch fast jungfräulich war und die in Not und Habildung verfallene Bevölkerung sich gern von Deutschen leiten und lehren ließ. Das städtische Leben hob sich zuerst, und die Städte der Bukowina haben sich ihren vorwiegend deutschen Charakter bis heute bewahrt. Bald begann auch der Aufschwung in Handel und Gewerbe. Die ersten tüchtigen Handwerker waren Deutsche, so der erste Apotheker in Czernowitz, der erste Uhrmacher, der erste Buchdrucker Ehart, der auch die erste Papiermühle in der Bukowina errichtete. Der erste Bierbrauer war ein Deutscher, und die ersten ordentlichen Gasthäuser wurden von Deutschen errichtet. Die Größeren der Bergwerke war ihnen zu danken, die Errichtung der Glashütte. Der gute deutsche Pflug, der mit Pferden bespannt war und an einem Tage mehr leistete als drei bis vier der früheren Pflüge mit ihren Ochsen, galt der einheimischen Bevölkerung noch lange als ein Wunderwerkzeug. Viehzucht und Milchwirtschaft wurden nun erst in richtiger Weise organisiert. Die Urbarmachung des Landes schloß sich mit dem Lichte der Wälder, deren Schätze zuerst die Deutschen ausnützten, worauf der Bukowiner Holzhandel eine hohe Blüte erreichte. Und nicht anders stand es mit der geistigen Kultur, die vorher völlig darnieder gelegen hatte. 500 Volksschulen wurden nun den Deutschen errichtet, und die Ordnung dieses Wirkens für die Volksbildung bedeutete dann die Gründung der ersten deutschen Hochschule in Czernowitz, an der zahlreiche deutsche Gelehrte wirkten und wirken.

Kleines Feuilleton.

Die Wehrfähigkeit der landwirtschaftlichen und industriellen Bevölkerung.

Für Oesterreich-Ungarn ist bereits früher nachgewiesen, daß die Behauptung, die landwirtschaftliche Bevölkerung sei an Wehrfähigkeit der industriellen überlegen, ins Reich der Fabel gehört. In bezug auf die Schweiz hat Dr. Roach im „Archiv für soziale Hygiene und Demographie“ festgestellt, daß die höhere Wehrfähigkeit aufseiten der industriellen Arbeiterkraft zu finden ist, die sich mittels des mächtigen Instruments ihrer gewerkschaftlichen und politischen Organisationen zuträglichere Arbeitsbedingungen, höhere Löhne, geregeltere Arbeitszeit,

gesündere Wohnungen, kräftigere Ernährung und bessere Schulen erlangen hat, als den landwirtschaftlichen Arbeitern gegeben sind. So ungünstig die proletarischen Wohnungsverhältnisse in den Industriestädten vielfach sind, der landwirtschaftliche Arbeiter wohnt noch elender. Die gesundheitlichen Vorteile des Landlebens und der landwirtschaftlichen Arbeit gegenüber dem Stadtleben und der Fabrikstättenarbeit werden aufgewogen durch die stiefmütterliche Behandlung des ländlichen Proletariats durch den Staat in Hinsicht auf die Sozialpolitik. Der Zusammenhang zwischen Sozialpolitik, öffentlicher Gesundheit und Wehrfähigkeit ist nicht zu verkennen.

Von besonderem Interesse sind auch die verschiedenen Krankheiten als Ursachen der Dienstunfähigkeit und ihre Unterschiede für Stadt und Land, wobei übrigens zu berücksichtigen ist, daß die Erkrankungsanzahl für die landwirtschaftlichen Berufsarten durch die weniger sorgfältige statistische Krankenbeobachtung zu gering wird. Schämt sich doch auf dem Lande der junge Mann, den Kropf oder den Bruch oder die „schlechten“ Krankheiten der Hornorgane zu verraten. Die Schwindelzählungen vor allen würden in den landwirtschaftlichen Berufskreisen gewaltig hochschnellen, wenn dort nur annähernd so energisch wie in den Städten gegen die Verbreitung der Lungentuberkulose vorgegangen würde.

Die Rekrutierungsergebnisse sind aber nicht nur von der öffentlichen Hygiene, der sozialhygienischen und ökonomischen Wohlfahrtspflege, sondern auch vom Entwicklungsgrade des Volksschulwesens abhängig. Gerade über die Verbreitung geistiger Beschränktheit und Idiotie besitzt die schweizerische Statistik ein sehr ergiebiges Zahlenmaterial, weil der schweizerische Rekrut, welchem Stand und Beruf er auch angehören mag, auch im Lesen, Aufsatz, Rechnen und Vaterlandskunde geprüft wird.

Die apulische Wasserleitung.

Der Öffentlichkeit nahezu unbemerkt ward eines der größten Kultur- und Bauwerke aller Zeiten, die große apulische Wasserleitung, dieser Tage fertiggestellt. Sie besitzt eine Gesamtlänge von 200 Kilometern, hat ein Gebiet von 20 000 Quadratkilometern mit einer Bevölkerung von fast zwei Millionen Menschen mit Trinkwasser zu versorgen.

Da auf dem Ostabhange des Gebirges nicht genügende Quellen gefunden werden konnten, so entschloß man sich, das Wasser aus dem Selesuch zu nehmen; er entspringt etwa 40 Kilometer östlich von Salerno, wendet sich nach Westen und mündet bei Pätum in den Golf von Salerno. Das Wasser wird mit künstlichen Durchbrüchen durch das Gebirge hindurchgeführt. Mitunter verschwindet das Kanalnetz in Berggalerien, dann geht es als Kanalbrücke über Täler oder steigt als Rohrleitung über steile Abhänge. Bald liegen die Kanäle als Einschnittgraben in die Erde gebettet unter grünem Rasen, bald verlaufen sie auf Dämmen, die mit Bäumen bestanden sind.

Der Hauptkanal geht, nachdem er aus dem Tale des Sele in das des Ofanto eingetreten ist, über Conza nach Venosa; dort zweigt sich der Nebenarm ab, der über Foggia nach Gargano und dem Golf von Manfredonia führt. Von Venosa aus verläuft der Hauptkanal nordöstlich über Spinazzola, dann — einige Kilometer vom Meere entfernt — beschreibt er einen rechten Winkel und geht nun parallel der Ostküste Apuliens bis zu seinem Endpunkt, Villa Castelli. Von hier aus führt ein Netz von Nebenarmen nach Brindisi, Lecce, Otranto usw. Die Länge des Hauptkanals beträgt 220 Kilometer. Er verläuft 97 Kilometer lang in Tunneln, 103 Kilometer in Gräben, 8 1/2 Kilometer wird er über Kunstbauten sowie Senkungen hinweggeführt, darauf überwindet er tiefe Talschnitte durch Siphonanlagen. Die Abzweigungen erster Linie stellen ebenfalls gemauerte Kanäle dar. Sie besitzen eine Länge von 76 1/2 Kilometer. Die Nebenabzweigungen sind 1240 Kilometer

lang, bestehen aus Zement- oder Metallröhren, führen das Wasser zu 128 Sammelbecken. Von letzteren gehen Leitungen von 1000 Kilometer Länge nach den Ortsschaften.

Das gewaltige Werk, das sich mit vorerst starken und darauf nach und nach dünner werdenden Adern über die ganze Südküste der italienischen Halbinsel erstreckt, hat sein Wasser an 288 Gemeinden abzugeben, die in fünf Provinzen liegen. Die Wassermenge, die dem Volke auf diese Weise zugeführt wird, richtet sich in den verschiedenen Orten danach, ob das Wasser durch natürlichen Druck oder erst durch mechanische Hebewerke herangebracht zu werden vermag. Sie steigt von einer Mindestmenge von 40 Liter pro Tag auf den Kopf der Bevölkerung bis zu einem Höchstmaß von 90 Liter. Aber die Wasserleitung ist derart angelegt, daß diese vorschrittartigen Mengen in der Praxis erhöht werden können. So erhält Bari (105 000 Einwohner) täglich 23 Millionen Liter, Foggia (77 000 Einwohner) über 18 Millionen, Farent (70 000 Einwohner) 19 Millionen, Barietta (55 000 Einwohner) 14 Millionen, Andria (58 000 Einwohner) 12 Millionen usw. Das Wasser soll aber nach Möglichkeit auch für gewerbliche und landwirtschaftliche Bewässerung hergegeben werden.

Längs des Kanals läuft eine breite Straße dahin, ab und zu erheben sich Wärterhäuser, Aufsichtsgebäude, kleine Elektrizitätswerke und dergleichen. Alles dies ist durch ein Telefonnetz verbunden.

In Ausdehnung und Umfang kommt demnach kein ähnliches Werk der großen apulischen Wasserleitung gleich. Zwar sind noch einige Nebenwerke zu vollenden, allein das Unternehmen an sich darf als fertiggestellt betrachtet werden.

Vereinheitlichung der chinesischen Sprache.

Wie der „Ostasiatische Lloyd“ schreibt, sind die in China gesprochenen Dialekte so verschieden, daß eine Verständigung zwischen Nord- und Südchinesen unmöglich ist, wenn sie nicht gebildet genug sind, ihre Sprache niedergzuschreiben. Deshalb stößt namentlich bei politischen Versammlungen, besonders aber in Tian-tung-juan, wo die Vertreter der Republik zusammenkommen, die Verständigung auf Schwierigkeiten. Seit einer Reihe von Jahren tritt deshalb die chinesische Presse für die Einführung einer im ganzen Lande verständlichen Sprache ein. Da der sogenannte Mandarinendialekt am weitesten in China verbreitet ist, so lag von jeder der Gedanke nahe, ihn hierzu zu verwenden. Nun hat das Unterrichtsministerium in Peking beschlossen, bei der kommenden Schulreform den Mandarinendialekt in allen staatlichen Elementarschulen in den Lehrplan aufzunehmen. Diese Maßnahme dürfte sehr viel zu einem engen Zusammenhange der chinesischen Provinzen beitragen.

Notizen.

— Theaterchronik. Die Volksbühne, Theater am Bülowplatz, bringt als nächste Neuaufführung heute Donnerstag, Karl Schönherr's dreitägige Tragödie eines Volkes Glaube und Heimat.

— Vorträge. In der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur spricht Sonnabend, den 21. April, abends 8 Uhr, im Bürgeraal des Berliner Rathauses Dr. A. Penzig über das Thema: „Was ethische Kultur nach dem Krieg will und soll“. Eintritt frei.

— Der Erfinder des Taylor-Systems gestorben. J. B. Taylor, der frühere Präsident der amerikanischen Gesellschaft der Ingenieure ist in Philadelphia gestorben. In weiten Kreisen wurde sein Name bekannt, durch das von ihm eingeführte Taylor-System, das unter dem Deckmantel einer rationalen Arbeitsteilung die völlige Mechanisierung und die geriffelteste Ausbeutung der menschlichen Arbeit bedeutet.



Preis Ausschreiben!
Mk 1000 Mk
für 5 deutsche Worte

Mehr als 6500 Lösungen hat uns der erste Tag nach Erlass unseres Ausschreibens gebracht. — Ist die Ihre auch dabei? Falls Sie sich noch nicht am Wettbewerb beteiligt haben, sollten Sie jetzt sich daran machen. Einmal um die gute Sache zu fördern, dann auch der Preise wegen. — Sie erhalten alles Nötige dazu gratis und ohne jeglichen Kaufzwang in unseren Geschäften oder in unserem Reklame-Büro, Berlin, Charlottenstr. 7-8.

C & A
 BRENNINKMEYER G.M.B.H.

- Seiden-Jacke** aus gutem Moirée, durch seine flotte, lose Form und seine aparte Garnierung besonders vornehm wirkend **24.50**
- Blusen-Kostüm** aus gutem blau Kammgarn, mit schönem, breitem, Schottenkragen und reizvoller Gürtelgarnierung, auf Seide **39.00**
- Ein Blusenkosüm** so recht geeignet, Ihnen unsere Leistungsfähigkeit vor Augen zu führ. Aus gut blau chevrotm. all. mod. Garnierungen (m. Mindenburgkragen) **nur 25.25**
- Covercoat** das immer weiter beliebte Kleidungsstück, mit dem charakteristischen weiten Rücken mit Raglan-Aermeln und breitem Gurt **nur 19.00**

Sonntags geschlossen!

Königstraße 33
 am Bahnhof Alexanderplatz
Chausseestraße 113
 beim Stettiner Bahnhof